

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Hundert Thaler fehlen noch!

[urn:nbn:de:bsz:31-339300](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339300)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Hundert Thaler fehlen noch!

Der Tischlermeister Fritz Petermann gehörte nicht nur zu den wohlhabendsten, sondern auch zu den rechtschaffensten und besten Bürgern der Stadt, was nicht immer zusammen trifft, besonders wenn die Leute zu Geld und Gut kommen wie der Petermann, nämlich unverhofft. Solches geschah auf folgende Weise:

Nach zehnjähriger Wanderschaft als Schreibergeselle, während welcher er Süßes und Bitteres erlebt, sehnte sich der brave Bursche nach eigener Werkstätt und eigenem Heerd, und kehrte in das ärmliche Stübchen seiner alten Mutter zurück, die karglich sich nährte von ihrer Hände Arbeit. Nun heißt's wohl: „Eigner Heerd ist Goldes werth,“ nicht bloß weil ein geordnetes häusliches Leben glücklich macht, sondern auch, weil Gold und Silber vonnöthen ist um einen eigenen Heerd aufzubauen. Zwar war unser Petermann ein ausgezeichnet geschickter Tischler, und hatte sich auch einige Thaler erspart auf der Wanderschaft, aber das Kapitäälchen reichte kaum hin, die nöthigen Werkzeuge anzuschaffen, viel weniger noch, wie's vordem war, um Bürger und Meister damit zu werden, was wieder Geld kostete. Er mußte drum vorderhand noch als Geselle arbeiten.

Nun hätte der gute Bursche vielleicht sich helfen können, wie's gar Viele thun, nämlich durch eine reiche Heirath. Allein dazu fehlte ihm Geschick und Lust. Das Hofiren um bemittelte Jungfern war nicht seine Sache, und trotz seiner ehrlichen, treuen Herzenneinsalt, hatte er die Meinung, daß eine Frau, die den armen Mann mit ihrem Gelde reich macht, ein gefährliches Gut sei, weil sie's gewöhnlich, früher oder später, den Gatten fühlen läßt, daß sie ihn zum Manne gemacht hat.

Zudem war Petermanns schlichtes Herz schon gar lange nicht mehr so frei wie das Vögelein auf dem Zweig, denn als er seine Wanderschaft begann, hatte er Herz und Hand einem armen Waisenkind verpfändet, Magdalene mit Namen, mit dem er zusammen in die Armenschule gegangen. In Hoffnung besserer Zeiten war Jungfrau Magdalene mit ihm alt geworden, diente, seit mehr denn zehn Jahren, treu und redlich bei einer und derselben Herrschaft als Magd, und hätte all'endlich, wenn sie, nach vollbrachter

Arbeit, in ihrem Dachkämmerlein sich zur wohlverdienten Ruhe niederlegte und den Abendsegen gebetet hatte, ihre Seele in goldene Träume baldiger schöner Tage, und musierte und überzählte ihre mühsam ersparten Thaler und vertheilte sie im Voraus für Bettwerk, Getüch und Hausgeräthe, ob's gleich noch immer nicht ausreichen wollte, und bewahrte ihrem alten Mischüler das treueste Herz. Und Petermann hatte das Gleiche gethan, und noch nicht im Geringsten an die Möglichkeit gedacht, daß dieses in herzlicher Liebe und Zuneigung geknüpft Seelenband jemals könnte zerissen werden.

Eines Sonntags Abends saßen die Beiden zusammen im mütterlichen Stüblein und hielten wohl zum zehnten Male Rechnung, ob es und wie es möglich sei, mit ihrem ersparten und vereinten Gelde einen eigenen Heerd zu gründen, und zum zehnten Male gelangten sie zu der traurigen Ueberzeugung, daß Alles mitfammen dazu noch nicht ausreichte.

„Was soll nun werden?“ seufzte Petermann. „Soll ich so lange noch als Geselle arbeiten, bis die noch nöthigen hundert Thaler verdient sind, so kann's leicht geschehen, daß wir Beide darüber alt werden und sterben!“

„Nun, ein Unglück wär's eben auch noch nicht!“ tröstete Magdalene. „Bei aller Mühe und Noth ist's uns Beiden bis jetzt doch immer gut gegangen; wenn wir verheirathet sind, könnt's uns leicht herzlich schlecht gehen bei größerer Mühe und Noth. Hab's ja schon oft gesehen und gehört, daß mit dem Ehestand auch das Kreuz ins Haus zieht!“

„Und du hast Angst vor dem Kreuze, gelt!“ fragte Petermann.

„O nein, gewiß nicht!“ sagte die Lene. „Aber unser Herr und Heiland hat uns beten gelehrt: Führe uns nicht in Versuchung! Und's Kreuz soll man nicht suchen, das kommt von selber.“

„Hör' einmal, Lene, was du da gesagt, gefällt mir eigentlich nicht recht,“ entgegnete Petermann. „Entweder heißt's, du machst dir nicht viel aus mir, oder du hast doch ein wenig Furcht vor dem Kreuze und möchtest's, wo möglich, nicht tragen. Heißt's das Erste, nun, da hätt' ich freilich, so bei vierzehn Jahre lang, wie Jakob um die Rachel gedient, und bekäme

sie doch nicht; das wär' aber grausam von dir. Heißt's das Andere, so würdest du freilich noch nicht wissen, daß alle Liebe und alle Ehe zuvor unter's Kreuz müssen, bevor sie bewährt werden sollen."

Jungfer Magdalene wehrte sich tapfer gegen Petermanns anklagende Worte, und bemühte sich eifrig ihm derlei alberne Gedanken und Vorstellungen zu benehmen, was ihr endlich auch gelang. Nach langen Hin- und Herreden und Berathschlagungen, wie dem leidigen Geldmangel abzuhelfen wäre, wurde der Entschluß gefaßt, bei irgend einem bekannten, wohlhabenden Bürger hundert Thaler zu entlehnen, für drei oder vier Jahre lang, und dann in Gottes Namen den Haushalt und die eigene Werkstatt anzufangen. Voll neuer Hoffnung schieden die guten Leuten von einander, und Jedes wollte seinerseits wegen des noch benötigten Geldes Nachfrage halten.

Und als sie am nächsten Sonntag wieder zusammen kamen im Stüblein der alten Mutter, schaute Eines dem Andern forschend ins Angesicht, um im Voraus zu erkunden ob's nach Wunsch gegangen sei. Keines aber blickte freundlich und heiter.

"Hast du was, lieber Fritz?" fragte die Lene, und "Nein," war die traurige Antwort.

"Na denn," sagte sie schmerzlich lächelnd, "so hab' ich eben auch so viel wie du, und Null von Null geht auf!"

Und nun erzählten sie einander, wie jeder der angesprochenen Bekannten eine andere Ausrede bereit hatte, gerade wie die zum Abendmahl Geladenen im Evangelium, und trostlos rief Petermann am Ende aus: "Es ist also nichts! Wir müssen bleiben was wir sind; ich ein armer Geselle und du eine arme Magd. Wir saßen mit zusammen in der Armenschule, und werden halt wohl wieder einmal im Armenhause miteinander zusammen kommen, wenn wir nicht mehr arbeiten können. Von heut an möcht' ich nichts mehr als Särge machen, um die falschen todten Träume und erstorbenen Hoffnungen meines Lebens hineinzulegen. Wenn nur wenigstens der Posten des Todtengräbers ledig wäre, das gäb' etwas für mich; denn die Schrift sagt: "Lasset die Todten ihre Todten begraben" und ich bin nun nicht viel besser als ein todter Mensch!"

"Frevle nicht, lieber Fritz!" ermahnte Magdalene. "Wenn wir im Armenhause zusammen kämen, und 's wär' nicht unsre Schuld, so würd' ich's nicht für Unglück und Schande halten. Wir Alle hier auf Erden leben doch eigent-

lich im Armenhause, drinn der liebe Gott Herbergvater ist. Drum nur getrost! Fasse dich! Sei männlich und sei stark!"

"Du hast schon recht, liebe Lene," meinte Petermann, "allein es will mir auch gar nichts gelingen. Der Meister, bei dem ich jetzt arbeite, klagt längst schon über Mangel an Arbeit, und wird mir an einem schönen Tag aufkünden. Bekomm' ich dann hier keine Werkstätte mehr, soll ich wieder 's Felleisen packen und in die Fremde gehen, trotz meiner zehnjährigen Wanderschaft? Das wäre doch zu arg!"

"O gewiß, lieber Fritz," versicherte die Lene, "ich fühl's eben so schmerzlich wie du, daß es jetzt traurig steht um unsre Zukunft, und doch kann ich darüber nicht eben so betrübt und tröstlos sein. Mir ist's immer, als werde noch Alles gut, ja besser als wir hoffen, und tausendmal besser als wir's verdienen!"

Nach kurzem Stillschweigen und Grübeln sagte Petermann: "Liebe Lene, du zählst zu den braven und frommen Frauen, und die stehen beim lieben Gott in besonderer Gunst. Was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, da weiß ein Weib immer noch guten Rath, wo der Mann schon lange verzweifelt. Weißt du jetzt gar keinen Rath mehr? Kennst du nicht noch Jemanden, der uns die hundert Thaler vorschießen könnte?"

"Hab' schon darüber nachgedacht," antwortete Lene, "und ich kenne allerdings noch einen Mann, der uns helfen könnte. Ich meine den Inspektor Prenzkel. Versuch's einmal bei dem!"

"Warum nicht gar!" rief Petermann; "der kennt mich ja von Haut und Haaren nicht! Da kam' ich schön an! Der läßt keinen Menschen zu sich und redet mit Niemanden. Er ist Gott's und aller Welt Feind. Kein Einziger ist in der Stadt, der sich rühmen könnte, jemals die geringste Gabe von ihm erhalten zu haben."

"Und just solche Leute wie der Inspektor haben blötheilen wunderliche Tage und Stunden!" sagte die Lene. "Weiß nicht wie's kommt, aber mir ist's als würde Der uns helfen. Versuch's einmal, lieber Fritz!"

"Nun meinestwegen!" sprach der Fritz nach langem Zögern und mit Unlust. "S wird aber auch wieder sein, als ob man den Mäusen pfeife. Will's probieren!"

— Der geneigte Leser wird fragen: Wer war denn dieser Inspektor Prenzkel? Nu, ein alter Junggeselle voll wunderlicher Launen und Gebrechen und von ganz absonderlichem Charakter. Er galt allgemein als ein wahrer Menschenfeind, dem kein freundliches Wort zum Munde herau-

kam. Auf welche Weise der Titel: Inspektor, ihm geworden, das konnte Niemand eigentlich sagen, noch was er zu inspiciern gehabt, denn er war gleich mit diesem Titel, vor etwa dreißig Jahren, als Fremder in die Stadt gezogen und bewohnte in der Vorstadt ein kleines Häuschen, das er angekauft und nach seiner Bequemlichkeit hatte einrichten lassen. Man hielt ihn allgemein für reich, obgleich er fast ärmlich lebte und in altmodischen, abgetragenen Kleidern einherging.

Alltäglich, es mochte regnen oder schneien oder winden, machte der Prenzkel einen stundenlangen Spaziergang, Punkt fünf Uhr Abends, und ging immer auch denselben Weg, zum Niederthor hinaus, am Flusse hin, bis zu einem Erlengebüsch. Dortkehrte er um und zog wieder heim, ohne Jemanden angesehen oder gar begrüßt zu haben. Es war also nichts Geringses, zu diesem sonderbaren Ruz sich zu wagen und obendrein noch hundert Thaler von ihm borgen zu wollen. Auch kostete es Petermann eine große Ueberwindung, allein er that den schweren Gang doch, denn: Noth bricht Eisen.

Da stand er nun vor dem ärmlichen Häuschen und guckte schüchtern in alle Fenster hinein. Alles war wie ausgestorben. Zweimal bereits griff er nach der Thürklinke, und zog jedesmal wieder scheu die Hand zurück. Endlich nahm er das Herz in beide Hände und trat in den Hauseingang. Auf sein schüchternes Klopfen an die Stubenthüre mußte er lange warten, bis er ein ziemlich unverständliches: Herein! vernahm. Und leise trat er jetzt ein.

Hier saß denn ein Mann im Winkel, neben dem Ofen, auf einem alten Ruhebett und in einem schäbigen Schlafrock; eine grüne Mütze mit weit vorsehendem Schirm auf dem Kopfe. Bücher und Papiere lagen durcheinander auf einem Tische, nebst allerlei Haus- und Küchengeräthe. Im Winkel neben dem Fenster stand ein bis zur Decke reichender Schrank, alterthümlich mit künstlichem Schnitzwerk verziert. Einige hochlehnige, mit halbzerrißnen leinenen Ueberzügen bedeckte Stühle vollendeten die Ausattung des Junggefallen-Zimmers.

Schüchtern und um Entschuldigung bittend begrüßte Petermann den Inspektor.

„Was wollt Ihr?“ fragte dieser finstler.

„Mich treibt die Noth zu Ihnen, lieber Herr!“ lautete die Antwort. „Ich bin ein armer Tischlergeselle, ohne Verwandte und Freunde, die mir helfen könnten. Ich möchte gern Bürger und Meister werden, und doch fehlt mir dazu das nöthige Geld. Ich bin ein armer, aber

redlicher Mann, verstehe mein Handwerk und hoffe, der liebe Gott werde meinen Fleiß und meine Arbeit segnen. Wollte der Herr Inspektor mir für wenige Jahre hundert Thaler vorstrecken, so würde er sich gewiß damit Gottes Lohn verdienen. Ich würde Kapital und Zins ehrlich zurückerstatten.“

„Ich habe kein Geld!“ brummte Prenzkel kurz und finstler.

„Ja, wenn das wär, da könnten Sie mir freilich nicht helfen,“ fuhr Petermann fort, „und Sie vernichteten dann meine letzte Hoffnung. Aber die Leute sagen, Sie hätten Geld, und dazu viel Geld, und könnten helfen, wenn Sie nur wollten.“

„So, so! das sagen die Leute!“ rief Prenzkel bitter lächelnd. „Ich denke, die Leute bekümmern sich nur um die Lebendigen, und nicht um die Todten!“

Fritz, der den Sinn dieser seltsamen Worte nicht fassen konnte, schaute den Inspektor fragend an, und dieser sprach weiter: „Bin ich nicht ein todter Mann? Ob ich lebe oder sterbe, was kümmert's die Leute! Noch mit keinem Schritt bin ich hinein in die Stadt gekommen; seit dreißig Jahren frag' ich nach Nichts und nach Niemanden; ich verlange keines Menschen Liebe noch Zutrauen, keines Menschen Dienst noch Hülfe, vertraue den Menschen weder meine Klagen, noch Sorgen, noch Hoffnungen; ich bin unter ihnen wie ein Todter, und doch hab' ich's noch nicht so weit bringen können, daß die Leute sich nicht um mich bekümmern.“

„Soll man sich nicht um seine Nebenmenschen bekümmern? Ist's nicht christlich, auch für den Nächsten zu sorgen?“ fragte Fritz, dem der Muth wuchs, diesem seltsamen Manne gegenüber.

„Ueble Nachreden, Spott und Verleumdung!“ eiferte Prenzkel, „das nennt Ihr Bekümmerniß und christliche Sorge! Die Menschen sind's nicht werth, daß ihnen geholfen werde!“

„Wenn der liebe Gott so dächte wie Sie, Herr Inspektor,“ sagte der Geselle mit Ernst und Nachdruck, „so wären wir Alle ewiglich verloren! Wir sind freilich zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die Gott an uns thut, aber doch ist seine Güte täglich neu über uns. Es ist nicht gut, Menschen verachten; sie sind alle ja Gottes Geschöpfe. Es muß Ihnen im Leben doch recht übel ergangen sein, daß Sie gar so schlecht von den Menschen denken. Ich war von jeher der Meinung, an der Menschheit zu verzweifeln sei eben so schlimm, als an Gott zu verzweifeln.“

Hier schwieg Petermann, und Prenzgel schaute ihn lange mit ernstem Blicke an, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich sagte er: „Seit dreißig Jahren seid Ihr der erste Mensch, der ein Wort mit mir redet, das zu Herzen geht. Setzt Euch nieder, ich will Euch eine Geschichte erzählen. Es mögen nun wohl vierzig Jahre sein, da lebte ein Landmann, der hatte ein hübsches Gut zu bewirtschaften, das ihn reichlich nährte. Und er war, wie die Leute von ihm sagten, ein guter Mann; er drückte und plagte seine Arbeiter nicht, that den Armen Gutes, so viel er konnte, und genoß bei allen Menschen Liebe und Zutrauen. Da wollte sich der Landmann verheirathen, und obgleich er hoffen konnte, aus irgend einem reichen Hause sich eine Frau zu holen, so dachte er doch in seiner Einsalt, es müsse gar köstlich sein, ein armes Mädchen glücklich zu machen. Nun lebte im Dorfe ein dürftiges Waisenkind, ein sechzehnjähriges Mädchen, das sich halb vom Bettelgehn ernährte. Dieses nahm er ins Haus, kleidete es, ließ ihm noch Unterricht erteilen, und hielt es wie seine liebe Schwester. Und als sie zweiundzwanzig Jahre alt geworden, bot er ihr Herz und Hand an, und sie ward seine Hausfrau. Und nach einem Vierteljahr ungefähr geht der Landmann eines Morgens aufs Feld, und als er Mittags heimkehrt, findet er seine Frau nicht zu Hause. Und Niemand kann ihm sagen, wo sie ist. Und ein Tag vergeht nach dem andern, allein die Frau kommt nicht wieder. Und als darauf der Mann in die Oberstufe geht und seinen Schreibstisch öffnen will, findet er denselben unverschlossen, und es fehlt ihm all sein Geld, über dreitausend Thaler, die er mühsam sich erworben. Und endlich kam's heraus, daß die Frau mit einem lieblichen Menschen, mit dem sie schon lange Zeit in heimlichem Einverständnis gelebt hatte, in die weite Welt gegangen war. Nun, guter Freund, wie gefällt Euch diese Geschichte?“

„Schlecht, sehr schlecht!“ meinte Petermann. „Aber darf ich fragen, was der Landmann hierauf gethan hat?“

„Der Landmann!“ rief Prenzgel aus und stand vom Ruhebett auf, und sein vorhin so kaltes Wesen schlug in die größte Leidenschaftlichkeit über. „Nun denn, wenn Ihr's wissen wollt, so höret: Der Landmann hat diese seine rechte Hand zum Himmel erhoben und einen Schwur gethan, alle Menschenliebe, alles Zutrauen zu der Menschheit, alles Mitleid und alle Barmherzigkeit aus seinem Herzen zu reißen, mit dem glühendsten Hass die Menschen zu hassen, und

einst zu sterben mit dem Fluche über sie auf seinen Lippen. Und er hat Wort gehalten bis heute, und wird Wort halten, so wahr er an eine ewige Gerechtigkeit glaubt!“

Den guten Petermann durchschauerte es heiß und kalt bei Prenzgels harten Worten, und doch mußte er weiter fragen: „Was ist aus der Treulosen geworden?“

„Aus ihr!“ eiferte der Inspektor, und aus seinen Augen zuckten Blitze der Rache. Wöthlich aber nahm er das vorige, ruhige Wesen wieder an, setzte sich nieder, schlug den schäßigen Schlafrock um seine abgemagerten Glieder und sagte, mit der kältesten Gleichgiltigkeit: „Sie ist zehn Jahre nachher im Spital gestorben, gefressen von den Läusen und giftigem Geschwür!“

„Gott sei ihrer armen Seele gnädig!“ wünschte Fritz, voll innigsten Mitleids.

„Das ist Gottes Sache, guter Freund!“ meinte Prenzgel ruhig. „Gottes Strafgericht ist mir das Erquicklichste in meinem Glauben. Nun aber geht, geht fort! Euch gelüftet's doch, diese meine Geschichte hinaus zu tragen in alle Welt!“

Petermann ging jedoch nicht. Er war tief betrübt. „Ich bin zu Ihnen gekommen,“ klagte er, „mit froher Hoffnung im Herzen, und nun haben Sie meine Seele mit Leid und Trauer erfüllt, und schicken mich zurück in meine Noth. Nicht alle Menschen sind undankbar. Als unser Herr und Heiland zehn Aussätzige geheilt hatte, gingen neun davon ohne Dank; Einer aber kehrte um und gab Gott die Ehre.“

„Und da meint Ihr wohl, Ihr wäret dieser Eine?“ fragte der Inspektor bitter.

„Ja, Herr!“ war Petermann's freudige, muthige Antwort. „Wenn Gott mich nicht verläßt, so werde ich dieser Eine sein. Retten Sie mich aus meiner Noth! Geben Sie mir die Liebe und die Lust zum Leben und zur Arbeit wieder, welche die hartberzige, falsche Welt mir genommen hat. Sechs Bürger der Stadt haben mir ihren Beistand verweigert, obgleich es ihnen ein Kleines gewesen wäre, mir zu helfen. Gedenken Sie, Herr, des Wortes: Geben ist seliger, denn Nehmen! Zudem, ich will ja nicht geschenkt, sondern nur geliehen haben. Die Schrift sagt: Wende dich nicht von Dem, der dir abborgen will, und wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn, der wird ihm wieder Gutes vergelten!“

„Ganz schön und gut,“ warf Prenzgel ein; „allein es steht auch geschrieben: Der Gottlose borget, und bezahlet nicht!“

„Herr!“ brauste Petermann verlegt und ent-

rüftet auf, „ich bin ein armer sündiger Mensch, und der göttlichen Barmherzigkeit bedürftig; aber ein Gottloser bin ich nicht! Wenn Sie dreißig Jahre lang nicht erfahren haben, was ein glückliches und zufriedenes Herz zu bedeuten hat, so dächt' ich doch, Sie müßten wieder einmal darnach verlangen, einen Lichtblick fallen zu sehen auf Ihre Seele. Machen Sie mit Einer Wohlthat zwei Menschen glücklich. Ich hab' eine arme Braut, deren ganzes Lebensglück von meinem Fleiß bei der Arbeit abhängt, und Sie werden in unserm Glück Ihr eigenes verlorenes Glück wiederfinden. Ich verlange nicht zu wissen, wer der Landmann gewesen, dem ein treulos, gottvergessenes Weib solch grausames Herzeleid angethan hat; das aber möchte ich dem Betrogenen sagen, daß er in seiner Menschenfeindschaft nur sich selber straft, sich selber nur elend macht und sich selber züchtigt, um Anderer Sünde willen. Sie sagten, die Menschen seien's nicht werth, daß ihnen geholfen werde; und ich sage, die Menschen sind's nicht werth, daß man um ihretwillen sein eigenes Lebensglück sich zu Schanden macht! Wehe muß ich ausrufen über den armen Menschen, dessen größter und tiefster irdischer Schmerz nicht verlohnt und geheilet wird durch die Liebe Gottes und des am Kreuze für uns gestorbenen Heilands, der einst das bedeutungsvolle, schöne Wort gesprochen: Vergebet, so wird euch vergeben!“

Der schlechte, einfache Tischlergeselle hatte in seiner Entrüstung und in seinem Eifer gesprochen wie der gelehrteste Herr Pfarrer, und seine kräftige Strafpredigt drang wie ein scharfes Schwert in des Inspektors hartes, verschlossenes Herz, der erst noch eine Zeit lang seinen ernsten Blick auf ihn heftete, dann aber, wie verwandelt, aufstand, dem Schrank zuging und ihn aufschloß. Jetzt holte er einen großen, ledernen Beutel hervor, schritt damit auf den nicht wenig erstaunten Petermann zu, und sagte: „Lieber, braver Mann, Ihr habt Worte zu mir gesprochen wie Niemand noch; die haben mein Herz wieder weich gemacht, wie in meinen glücklichen Tagen, und ich will freudig verzeihen, vergessen und vergeben, damit auch mir einst vergeben werde vor Gottes Richterstuhl. Herzlichen Dank für Eure strafenden, aber wohlgemeinten Worte, und zum Zeichen meines Dankes nehmet hier diese hundert Thaler. Ich bin kein reicher Mann, und lebe nothdürftig von dem Wenigen, was ich aus der Zeit meiner Trübsal gerettet habe. Könnt Ihr mir das Geld wieder geben, in ein, zwei oder drei Jahren, wenn ich anders so lange noch lebe,

nun, so thut's; es ist mir nicht gleichgiltig, ob ich die Zinsen dieses Kapitals habe oder nicht. Könnt Ihr mir aber das Geld nicht zurückerstatten, nun so behaltet es als ein dankbares Andenken von mir. Von allen Opfern, die das Leben von mir gefordert hat, ist dieses das einzige welches mich glücklich macht! Geht jetzt in Gottes Namen, lieber Freund, und erfreuet Eure Braut mit der frohen Vorschafft!“

„Wie wunderbar sind doch die Wege Gottes!“ rief der freudig überraschte Geselle voll Lob und Dank aus. „Nach diesen hundert Thalern hab' ich gesucht und darum gebetet seit langer, langer Zeit! Ich dachte immer, mein Herz müßte mir vor Freude zerspringen, wenn ich dieses Geld in meine Hände bekäme, weil es der Grund und Anfang unsres häuslichen Glückes werden sollte. Nun aber bin ich fast betrübt und traurig darüber, daß ich's nehmen muß, weil ich sonst auf Erden keinen Menschen weiß, der mir aushelfen könnte. Aber so wahr ich selig zu werden hoffe, es soll Ihnen, edler Mann, nicht ein Heller verloren gehen von diesem Ihrem Eigenthum. Mein Herz, das noch immer sein festes Vertrauen auf Gott gesetzt hat, sagt mir, daß Er, der Allgütige, meinen Fleiß und meine Arbeit segnen, und ...“

„Sprecht nicht weiter, lieber Freund!“ unterbrach der Inspektor des Gesellen dankbare Worte. „Wäret Ihr auch kein ehrlicher und redlicher Mensch, so wäre ja der zweite Betrug meines Lebens größer als der erste. Ihr habt mir aus meinem feindlichen Wesen geholfen, und ich kann Euch helfen. Ist das nicht der Wille Dessen, der einst gesagt hat: Vergebet, so wird euch vergeben! Geht mit Gott, mein Freund; Er segne Euch und behüte Euch!“ Und die beiden Männer reichten sich die Hand zum Abschied.

Jetzt bleibt nur noch zu erzählen übrig, was der geneigte Leser wohl schon von selber ahnet. Es verging kein halbes Jahr, da wohnten Fritz Petermann und seine Ehefrau Magdalene mit in dem Häuslein draußen in der Vorstadt, und es war just, als ob der Vater mit seinen Kindern gemeinschaftlich haushalte, und war Eines dem Andern lieb und werth, und aus dem finstern Menschenfeinde war ein glücklicher Mensch geworden.

Und als Prenzler nach etwa zehn Jahren die Augen schloß, fand sich's im Testament, daß Petermann sein Universalerbe sei. So kam er in Besitz nicht allein des Häusleins, sondern auch einer Summe von mehr denn dreitausend Thalern. Und auf diesem Gelde ruhte sichtbar Gottes

Segen. Es mehrte sich von Jahr zu Jahr durch Fleiß und Treue; und obchon unser wackerer Tischler ein großes Haus hätte erkaufen können, verblieb er doch mit Weib und Kindern in dem liebgewordenen Häuslein.

Und so ist's gekommen, daß und wie der Meister Petermann zu den wohlhabensien Bürgern der Stadt gehörte.

Die gefährliche Schlafstätte.

(Mit einer Abbildung.)

Weiß der geneigte Leser wo das Vorgebirg der Guten Hoffnung liegt? Nu ja, an der südlichen Küste von Afrika, die zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von dem portugiesischen Seefahrer Vasco de Gama zum erstenmal umschifft wurde, und wo die Buschmänner, die Hottentotten und die Kaffern wohnen. Ganz richtig, sagt der Bote, und will nun ein Stücklein erzählen, das einem die Haare zu Berg steigen macht, obgleich's einen glücklichen Ausgang genommen.

Zur Zeit als die Holländer noch Herren jener, nunmehr England angehörigen Landstriche waren, stand ein fünfzehnjähriger Kaffernjunge, Jan benamét, bei einem holländischen Kolonisten oder Bauer im Dienst, dessen Niederlassung in der Nahe des Drangeflusses sich befand, einer Gegend die von Löwen stark heimgesucht wurde. Dem muntern, dunkelfarbigen Knaben lag die Pflicht ob, die Kinder seines Herrn jeden Morgen auf die Weide zu treiben und allabendlich wieder heimzubringen, ein Geschäft, das ihm natürlich viele müßige Stunden gewährte. Kein lustiger, lebensfroher Knabe, welcher Nation er auch angehören möge, würde, unter derlei Umständen, nicht Lust verspürt haben, dann und wann eine klein Streiferei zu unternehmen, um einen hübschen, buntgefiederten Vogel zu fangen, Straußeneier zu suchen oder andern Schätzen nachzujagen, die für das jugendliche Alter so verlockend und werthvoll sind, und deren es viele gibt in jenen fernen Gegenden. Das Vieh, welches während des Hüters Abwesenheit sich selbst überlassen war, blieb gewöhnlich innerhalb der ihm angewiesenen Grenzen. Eines Tages aber machte der arme Jan, als er die Thiere vor dem Heimtreiben überzählte, die traurige Wahrnehmung, daß eine schöne Milchkuh fehlte, die sich wahrscheinlich, während seiner Abwesenheit, von den übrigen verloren hatte. Sie aufzufuchen, war unmöglich, und er konnte nur hoffen, daß die

über ihm stehenden Diensthoten, wie solches zuweilen geschah, das Vieh bei der Heimkehr nicht so genau zählen würden.

Jan's Hoffnung erfüllte sich auch; der Verlust blieb unbemerkt, und er beschloß, ihn schleunigst zu ersetzen und das fehlende Thier einzufangen, bevor es am folgenden Morgen vermißt werden konnte. Die Erinnerung an früher erlittene Strafen trieb ihn an, und ohne Jemand ein Wort zu sagen, verließ er den Hof wieder ganz allein, um die Kuh zu suchen. Er nahm etwas gedörrtes Fleisch und eine Flasche voll Wasser mit, und trat seinen Weg mit einer solchen Eile an, daß ihm wenige seiner Landsleute, so schnellfüßig sie fast durchweg auch sind, zu folgen vermocht hätten, während die Furcht und die Angst vor dem „Samboch,“ der aus Rhinocerosleder geflochtenen Peitsche, mit der er schon einmal aufgetischt bekommen, ihn alle Gefahren vergessen ließ, die er bei seinem nächtlichen Unternehmen zu bestehen haben konnte.

Eine bis zwei Stunden noch hielt die Tageshelle an, und bald gelang's auch dem sorgenvollen Knaben die Spur der fehlenden Kuh zu finden, welche er, vermöge der seinem Volkstamm eigenen höchst scharfen Sinne, von denen aller anderen Thiere zu unterscheiden vermochte. Unermüdet folgte Jan dieser Spur, bis die einbrechende Dämmerung ihn verhinderte, sie genau zu erkennen, da sie häufig von Antilopen- oder Hirschjagdspuren durchkreuzt wurde. Es blieb ihm deshalb nichts übrig, als Halt zu machen und die Verfolgung aufzugeben bis zum Anbruche des Morgens; er that dieses mit schwerem Herzen und voll großer Unruhe wegen der Sicherheit der verlorenen Kuh. Aber auch für seine eigene Sicherheit ward ihm bang, als die Nacht hereinbrach mit plöglichem Dunkel, wie solches Statt findet in den heißen Tropenländern. Da war er nun das einzige menschliche Wesen, ohne Waffen zu seiner Vertheidigung, inmitten der traurigen Einöde!

Doch fehlte es dem Knaben nicht an Muth. Entschlossen, das verlorene Thier aufzufinden, die Gefahr möge noch so groß sein, wär' er lieber selbst umgekommen, als unverrichteter Sache heimzukehren. Ueberdies, in der Nacht den Rückweg suchen zu wollen, wäre reiner Unsinn gewesen.

Drum, nachdem er den Ort, bis zu dem er die Spur der Kuh verfolgt, mittelst eines Steckens bezeichnet hatte, erkor Jan einen in der Nähe stehenden Akazienbaum zu seinem Nachtlager, stieg behend hinauf und nahm seinen